

Hintergrund: Eröffnung der Leipziger Buchmesse

Begrüßung von Dr. Gottfried Honnefelder, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

– es gilt das gesprochene Wort –

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Milbradt,
lieber Herr Oberbürgermeister Jung,
verehrte Damen, meine Herren.

I.

Wenn die englische Sprache von dem sprechen will, was wir im Deutschen mit Bildung bezeichnen, braucht sie ein Wort, für das wir im Deutschen kein Äquivalent besitzen, was aber etwas über das Geheimnis von Bildung sagt, das selbst mit dem schönen deutschen Wort Bildung nicht zum Ausdruck kommt: sie braucht das Wort literacy.

Was literacy meint, ist schwer übersetzbar. Natürlich meint es die Fähigkeit zum Umgang mit den litterae, also das Lesen und Schreiben. Aber literacy meint mehr: Es meint nicht nur die Fähigkeit, sich ausdrücken und verstehen zu können, sich füreinander zu öffnen und in Austausch zu treten, sondern über das Mittel zu verfügen, sich die vorhandene Welt in ihren Dimensionen zu erschließen, neue Welten zu schaffen und in fremde eintreten zu können. Kurz, literacy ist – wie Bildung – der Prozess, durch den wir zum Menschen werden. Nur sagt der englische Ausdruck – anders als der der Bildung – dass es die Buchstaben sind oder besser der schöpferische Umgang mit ihnen, der den Menschen allererst auf die Höhe der ihm möglichen Kultur hebt.

Die Buchstaben stehen für ein Ganzes. Wer sie nur als Instrumente versteht und das Lesen und Schreiben nur als formale Fertigkeiten anpreist, hat die Pointe des Ganzen nicht erfasst, um das es geht: Buchstaben, Schreiben, Lesen sind Schlüssel zum Kostbarsten einer humanen Welt, Möglichkeiten der Erhebung des Menschen über sein biologisches Dasein hinaus, Quellen von Sinn und Bedeutung, Eingänge in verborgene Welten, Stufen einer reicher werdenden kulturellen Entwicklung.

II.

Nicht ohne Grund ist daher unsere Kultur unlösbar mit der Entwicklung und Entfaltung der literacy verbunden, ja mit ihr identisch. Und wo weiß man das mehr als in Leipzig, der Stadt, in der der Handel mit dem Buch zum Schlüssel einer geradezu revolutionären Verwandlung unserer Lebenswelt wurde. Und wer weiß das besser als der, der Bücher macht und sie vertreibt, nämlich der Buchhandel, der sich deshalb nicht ohne Grund 1825 hier in Leipzig zu einem Börsenverein zusammengeschlossen hat.

Ein solcher Berufsstand kann sich gar nicht anders denn im Dienst der Bildung als literacy verstehen. Ja, er muss sich selbst als einen Teil dieser literacy begreifen und dieser Teil sein wollen und bleiben, soll nicht seine radikale Selbstfunktionalisierung zu einer Selbstmarginalisierung werden, an dessen Ende auch die ökonomische Selbstpreisgabe steht.

III.

Was bedeutet das konkret?

Ich möchte vier Stichworte nennen:

Es bedeutet erstens, dass der Buchhandel literacy als seine Aufgabe betrachten muss. Das hat er getan. Seit 1959 unterstützen die deutschen Buchhändler und Verleger das Lesen und Vorlesen aktiv, seit dieser Zeit haben sich über 15 Millionen Schülerinnen und Schüler der sechsten Klassen in Deutschland auf Initiative des Börsenvereins mit ihren Lieblingsbüchern beschäftigt. Der Börsenverein macht damit und mit weiteren Projekten, die das Zusammenspiel von Medien unterstützen, Lust auf Lesen als Grundlage für die Lust am Sich-Bilden.

Es bedeutet zweitens, dass der Buchhandel selbst ein Teil der literacy bleiben muss. Deshalb wirkt der Börsenverein in die Buchbranche hinein durch eine neue Bildungsoffensive für Verlage und Buchhandel, die er in diesem Jahr zu seinem Schwerpunkt gemacht hat. Der Börsenverein verstärkt sein Bildungsangebot für die Branche, modernisiert das Berufsbild des Buchhändlers und mobilisiert und motiviert die Branche, sich dieser Offensive anzuschließen.

Bildung, literacy, als Lebensmittel. Auch als Mittel, um im Wettbewerb zu überleben. Während der kommenden fünf Tage zeigt der Börsenverein auf der Leipziger Buchmesse auf seinem „Forum Zukunft“ was er unter Weiterbildung für die Branche versteht: digitales Wissen, Fähigkeit zur Selektion, Kompetenz zum eigenen Urteil und Einfühlungsvermögen in den Leser, den Nutzer, den Kunden, den Markt.

Wie notwendig eine solche „Bildungsoffensive“ ist, zeigt sich täglich. Wir alle in der Branche – die erfahrenen Verleger und Buchhändler und die Nachwuchskräfte – müssen in der Lage sein, eine ständig wachsende Komplexität auszuhalten, sie zu verarbeiten und auf sinnvolle Grundstrukturen reduzieren zu können. Wir müssen gleichzeitig immer schneller aufeinanderfolgende Innovationen aufnehmen, einordnen und bewerten. Beide Kompetenzen sind erforderlich, um unsererseits Innovationen zu setzen und neue Geschäftsmodelle aufzubauen und, um Leser, die ebenfalls dieser wachsenden Kompetenz ausgesetzt sind, für Bücher zu begeistern und ihnen bei der Auswahl zu helfen. Das erfordert Wissen, Offenheit und Lernfähigkeit. Es erfordert den Willen, den Wunsch und die Leidenschaft, lernen zu wollen.

Und drittens: Ein Buchhandel, der literacy ermöglichen und befördern will, muss selbst Teil dieser literacy sein. Das erfordert eine gegliederte Markt- und Handelslandschaft, keine öde Uniformierung. Das erfordert einen Umgang mit der Ware, der sie der „Schleuderei“ entzieht, gegen die hier in Leipzig einst mutig und vehement der Börsenverein gegründet wurde, auch um sich auf verbindliche Handelsrabatte zu einigen. Das Buch ist kein Industrieprodukt, das sich beliebig und

massenhaft vermarkten lässt. Die Buchpreisbindung soll das Weiterbestehen des Buchhandels vor Ort mit Kompetenz und Nähe zum Kunden fördern, nicht aber zum Verdrängungswettbewerb führen.

„Es ärgert mich schon lange, dass immer wieder behauptet wird, die Preisbindung, die ursprünglich die kleinen und mittleren Buchhändler schützen sollte, sei inzwischen vorteilhafter für die Grossen, weil sie ihnen einen Wettbewerb erspare und die Möglichkeiten gebe, die Expansion aufgrund der hohen Rabatte immer weiter zu treiben. Das ist nur die halbe Wahrheit. Denn wenn es zusätzlich noch einen Preiswettbewerb gäbe, hätten es die kleinen und mittleren Firmen noch viel schwerer.“

Groß und Klein – mit diesen Sätzen hat dieser Tage Dieter Wallenfels – als jahrzehntelanger Preisbindungstreuhänder einer der erfahrensten Beobachter des Buchmarktes – den inneren Zustand des Verlags- und Buchhandelswesens in Deutschland auf den Nenner gebracht. Die alte Frage also, ob Konzentration und Verdrängung über kurz oder lang die Vielfalt der Bücher zerstört, an deren Sinn Verleger und Buchhändler seit nahezu zwei Jahrhunderten festhalten und deren Erhalt heute ihre Pflicht ist für ein vom Gesetz gegebenes Privileg?

Wenn mit dieser alten Frage nun eine neue, die Verbindung von Groß und Klein zerstörende Konzentration und Verdrängung einhergeht, wie die Entwicklung der letzten Monate es andeutet, wird der Börsenverein in kürzester Frist eine Antwort finden müssen. Und er wird es tun.

Dabei könnten die Nachrichten dieser Tage über die Entwicklung des Buchs nicht besser sein: Um 3,9 % ist im vergangenen Jahr der Umsatz mit Büchern auf den Hauptvertriebswegen - vom Sortimentsbuchhandel bis zum E-Commerce – gestiegen. Die mit Abstand beste Entwicklung seit Jahren. Das Buch in seiner kodifizierten Form – mitten im Funktionswechsel mit den digitalen Medien – also wiederum leitendes Medium in die Zukunft?

IV.

Wenn das Ziel der Verleger und Buchhändler die nach allen Seiten Gewinn bringende Förderung der literacy bleiben soll und nicht der ökonomische Gewinn einiger weniger, muss – und das ist mein vierter und letzter Punkt – Leipzig Leipzig bleiben.

Das bedeutet, dass die Leipziger Buchmesse nach wie vor für Bildung begeistert. Nicht nur kommen in jedem Jahr Tausende von Schülerinnen und Schüler in die Messehallen, das Frühjahrs-Event des Buches hat sich auch als zentraler Platz für Kinder- und Jugendliteratur etabliert. So haben die Veranstalter in diesem Jahr das Programm ausgebaut und noch stärker auf Leseförderung und frühkindliche Bildung ausgelegt. Zudem wurden zentrale Partnerschaften im Bildungsbereich eingegangen. Bücher sind ein zentraler Bildungsträger, deshalb ist eine Messe wie die Leipziger Buchmesse auch eine vorbildhafte Bildungsveranstaltung. Leipzig präsentiert mit der Messe und ihrem Rahmenprogramm nicht nur Buchkultur im eigentlichen Sinn, sie präsentiert auch eine Bildungskultur, die Lust macht am Lesen, am Lernen und damit auch am „Kennenlernen“. Denn Kennenlernen ist mehr als Daten speichern und

Wissen verwalten. „Kennenlernen“ bedeutet Eigeninitiative, Neugier auf Neues, Interesse an der Erfahrung.

Dazu lade ich herzlich ein.

Laudatio auf Geert Mak

Geert Mak, den es hier und heute aus bekanntem Anlass zu preisen gilt, ist Publizist von hohem Grad, ein Zwitterwesen also aus Journalist, Historiker und Weltweisen, der die beneidenswerte Fähigkeit besitzt, gewissermaßen im Parlando komplexe Zusammenhänge oder auch vermeintlich spröde Themen in anschaulicher, in mitreißender und höchst unterhaltsamer Weise zu vermitteln. Geert Mak führt, wie es sich für einen Publizisten gehört, Aufklärung im Schilde. Dem Anspruch, dem er sich damit unterwirft, wird das schönste Zeugnis dadurch ausgestellt, dass er vor allem darum weiß, und ich sage es mit seinen Worten: „Menschen brauchen Geschichten, um das Unbegreifliche zu erfassen, um ihrem Verhängnis einen Platz in einem sinnvollen Zusammenhang zuzuweisen“.

Diesem Wissen hat er in allen seinen Büchern die Treue gehalten. In einem war dieser Zusammenhang ein Dorf, in einem anderen eine Stadt, in einem dritten das eigene Land, die Niederlande. Für mich am eindrucksvollsten hat sich die pädagogische Tugend, die er aus diesem Wissen zu gewinnen versteht, aber bei seiner großen Erzählung erwiesen, mit der er seine ausgedehnten Reisen durch das Europa des 20. Jahrhunderts schilderte.

Auch wenn Geert Mak heute den „Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung“ für sein Lebenswerk verliehen bekommt, was zu betonen heutzutage keineswegs unwichtig ist, denn die mit einem solchen Preis verbundene Summe baren Geldes muss der Preisträger nicht seiner Steuerschuld hinzuaddieren, will ich mich in meinen Ausführungen vor allem auf sein opus magnum beziehen, das mir als die Summe aller seiner anderen Bücher erscheint. Dessen Titel lautet: „In Europa. Eine Reise durch das 20. Jahrhundert“. Das für manchen sicherlich erschreckend umfangreiche Werk ist der Ertrag der von Geert Mak unternommenen Kreuz- und Querzüge durch das heutige Europa, das ihm zu einer Zeitreise durch das 20. Jahrhundert wurde. Das Buch ist eine stupende, eine umfassende, aber, Gottlob, keineswegs vollständige Bestandsaufnahme europäischer Befindlichkeiten am Ende eines Jahrhunderts, dem der dreißigjährige Bürgerkrieg, der von 1914 bis 1945 tobte, die unauslöschliche Signatur aufprägte. Die ungeheuren Schrecken dieses Krieges und die großen Verwerfungen, die er zeitigte, sind als traumatische Erfahrungen, wenn gleich in sehr unterschiedlicher Intensität, heute und wohl auch noch für lange in Europa sehr gegenwärtig.

Seine Reisen durch Europa hat Geert Mak so angelegt, dass er auch stets jene Orte und Landschaften berührte, denen in der gewaltsamen und blutigen Geschichte des 20. Jahrhunderts eine emblematische Bedeutung zukommt. Er war auf den Schlachtfeldern des Ersten und des Zweiten Weltkriegs, an den abgelegenen Stätten, an denen die industrielle Massentötung von Millionen von Juden, Polen, russischen

Kriegsgefangenen und Zigeunern mit planmäßigem, mit schauerlichen Bürokratismus „durchgeführt“ wurde. -- „Durchführen“ - dieses aus der Musiksprache stammende Verb, wo es ursprünglich in dem Sinne gebraucht wurde, ein Thema durchführen, hat, obwohl es ein Schlüsselwort in der Tarnsprache der Mörder war, längst in die Alltagssprache Eingang gefunden. Allein das, so meine ich, sollte seinen Gebrauch jedem Sprachbewussten verbieten. – Und selbstverständlich war Geert Mak auch in Ex-Jugoslawien, in Sebrenica und Sarajewo, an Orte also, in denen sich am Ende des Jahrhunderts noch einmal die Furien jenes ethnischen Hasses und Vernichtungswillens schauerlich austobten, von denen sich die Meisten unter uns in der voreiligen Gewissheit gewiegt hatten, sie seien von diesem Kontinent endgültig verbannt worden.

Der Historiker Geert Mak folgt den Regeln seines Handwerks. Seine Erzählung orientiert sich an der ereignisgeschichtlich dingfest zu machenden Periodisierung des Jahrhunderts, in dem Europa zweimal einen gigantischen Anlauf nahm, sich selbst zu zerstören. Die beiden Weltkriege ebenso wie der große, diesmal friedliche Umbruch von 1989, als die Teilung Europa gleichsam über Nacht verschwand, sind die großen thematischen Widerlager, zwischen denen er das prall gefüllte Netz seiner in zwölf Kapitel gegliederten Erzählung ausgespannt hat, dem Prolog und Epilog noch zusätzlich Halt geben.

Ich habe ganz bewusst die grandiose Erzählung, die Geert Mak mit diesem Buch vorlegte, mit einem Netz verglichen, denn er reiste durch den europäischen Raum und das jüngst vergangene Jahrhundert mit einem riesigen Schleppnetz, in dem er kunterbunt Impressionen, Erinnerungsfetzen, Stimmen, Geräusche, Farben, Haupt- und Nebensächlichkeiten, Bilder, Zeugnisse, Zitate, Assoziationen, Fragmente und gleichgültiges Gerümpel einsammelte. Aus diesem Sammelsurium, das wie ein virtueller Flohmarkt anmutet, lassen sich immer wieder einzelne Stimmen vernehmen, treten Individuen, Menschen, Zeitzeugen hervor, die zufällig davon gekommen sind, Überlebende jener Schrecken, die das europäische 20. Jahrhundert kennzeichneten.

Viele davon sind keineswegs repräsentativ in dem Sinne, dass sie das Geschehen, von dem sie berichten, irgendwie beeinflusst hätten; sie sind keine Täter, keine Verantwortlichen, sondern sie geben nur Zeugnis von dem, was ihnen widerfahren ist. Eben deshalb sind aber diejenigen, die Geert Mak ausführlich zu Wort kommen lässt, exemplarisch, denn ein jeder von ihnen teilt, wie dies Henry Miller einmal sagte, „seine eigene Geschichte der Weltereignisse“ mit.

Die Polyphonie dieser Stimmen ergibt ein Klangbild, das in seiner Wahrheit überzeugender anmutet, in jedem Fall aber eindringlicher ist als jede nüchterne Analyse. Entscheidend für diese Wirkung ist das schriftstellerische Können von Geert Mak, der es meisterlich versteht, alle diese Stimmen als Synkopen in den Sound seiner Geschichtserzählung einzuweben. Derart vermag er auch allem, was sich in seinem Schleppnetz gesammelt hat, eine je besondere Bedeutung zu verleihen, die jeden einzelnen Fund, mutete er auf den ersten Blick auch noch so nebensächlich oder gleichgültig an, als Fragment einer großen Konfession ausweist.

Diese Konfession kommt aber nicht mit einem positiven Konzept von Europa zur Deckung. Entgegen aller optimistischen Erwartungen, die im Fall der Berliner Mauer spontan das Einsetzen der Wehen für die Wiedergeburt der europäischen Einheit zu erkennen glaubten, zeigte es sich vielmehr rasch, dass die Traumata des 20. Jahrhunderts für die Menschen, die sie erlebt und erlitten hatten, keineswegs einen ihnen gemeinsamen, eben einen europäischen Erfahrungszusammenhang gestiftet hatten. Den liefert noch immer die eigene Nation, die durch das Medium einer gemeinsamen Sprache und gemeinsamer Bilder die je persönlichen Erfahrungen der Menschen zu einer Erzählung formt.

Das erhellt, warum das Verschwinden des Eisernen Vorhangs, mit dem sich die bislang vertrauten Koordinaten Europas jäh verschoben, sich wirtschaftlich, kulturell, politisch neue, größere Räume auftaten, die sich in aller Freiheit bereisen und erkunden ließen, nicht Hand in Hand ging mit einer entsprechenden Erweiterung der Erwartungshorizonte der Menschen. Die Freude, über die wiedergewonnene schier grenzenlose Freiheit in Europa, wurde vielmehr rasch eingetrübt durch mannigfache Verlustängste, von Befürchtungen, in der neuen, unüberschaubaren und deshalb als bedrohlichen empfunden Weite ungewohnter Freiheit verloren zu gehen. Europa ist eben nicht Amerika. Hier ist nicht der Vorstoß bis an die letzte Grenze die große, alle mitreißende und sie zu einem Handlungszusammenhang, einer Nation zusammenschweißende Verlockung, sondern der europäische Traum ist die Idylle, das Leben auf einer friedlichen und überschaubaren Insel inmitten der Stürme der Zeit.

Die Gründe und Abgründe, die sich zu dieser Differenz summieren, die Europa von Amerika so grundsätzlich unterscheiden, hat schon Goethe in den „Zahmen Xenien“ zutreffend aufgezählt: „Amerika, du hast es besser (...) Dich stört nicht im Innern, Zu lebendiger Zeit, Unnützes Erinnern / Und vergeblicher Streit“.

Das unnütze Erinnern, vor dem Goethe warnt, weil es die Ursache für vergeblichen Streit ist, ist das Erbe Europas. Die Erinnerung an vergeblichen Streit reicht bisweilen weit hinter eine Vergangenheit zurück, die man als Zeitgeschichte bezeichnet. Ich entsinne mich, dass in meiner Jugend, die ich in Karlsruhe verbrachte, in den schmucken pfälzischen Dörfern viele der armen Hofhunde, die an der Kette lagen, den Namen Melac hatten. Mélac war der französische Feldmarschall, dem Ludwig XIV. in einem der zahlreichen Erbfolgekriege gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Befehl erteilte, die Pfalz zu verwüsten, Mannheim, Heidelberg und viele andere Städte und Dörfer niederzubrennen. Daran erinnerte auch noch eine Tafel am Heidelberger Schloss, auf der zu lesen stand, dass es vom „Mordbrenner Mélac“ zerstört worden sei.

Seither sind noch ganz andere Verheerungen und Verwerfungen eingetreten, die vergangen, aber nicht vergessen sind. Der Nationalstaat, wie er sich im 19. Jahrhundert ausbildete, suchte die Erinnerungen daran zu fassonieren und sie neben Sprache und Kultur zu einem Bindemittel zu nutzen. Die sogenannte deutsch-französische „Erbfeindschaft“ unseligen Angedenkens hat beispielsweise darin ihren Ursprung. Die Wechsel, die man allenthalben in Europa auf diese moralisch-ideologische Aufrüstung der Nation zog, ein Unterfangen, das von den „verspäteten

Nationen“ wie Deutschland und Italien mit besonderem Eifer betrieben wurde, gingen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in zwei Weltkriegen zu Protest.

Die zwei Weltkriege haben das Konzept des Nationalstaats erheblich beschädigt. Das war eine Erfahrung, der sich ganz wesentlich die ursprüngliche Europabegeisterung verdankte, die aber in dem Maße an Elan verlor, wie die diversen Wirtschaftswunder den Nationen wieder ein neues Selbstbewusstsein verschafften. Eben das macht dem politisch gewollten Prozess der europäischen Einigung erheblich zu schaffen, wie nicht zuletzt der zähe Streit um den sogenannten europäischen Verfassungsvertrag zeigte, der sich vor allem daran entzündete, dass viele Club-Mitglieder sich nicht Mehrheitsentscheidungen unterwerfen wollten, sondern auf Einstimmigkeit in der Beschlussfassung bestanden. Der auf dem Europa-Gipfel in Lissabon im vergangenen Jahr gefundene Vertragskompromiss, auf den sich die mittlerweile 27 Mitgliedstaaten der Europäischen Union einigten, kann den Schaden lediglich begrenzen, den Tempoverlust aber nicht mehr aufholen. Bereits 2005 ließ sich der luxemburgische Ministerpräsident Jean-Claude Juncker mit einer ernsten Warnung vernehmen, die das Problem genau beschreibt: Heute, in einer Zeit, in der die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg zu verblassen beginne, bleibe den politischen Führern nur noch wenig Zeit, um der Europäischen Union eine solide Struktur zu geben. „Ich glaube nicht“, sagte Juncker weiter, „dass die Generation nach uns in der Lage sein wird, all die nationalen Biographien zusammenzuführen, ohne dass die Europäische Union wieder in ihre nationalen Einheiten zerfällt – mit allen Gefahren, die damit verbunden wären“.

Um diese Zusammenführung der nationalen Biographien zu beschleunigen, wird immer häufiger eine europäische Identität beschworen, als deren gemeinsamer Nenner das Christentum, die christliche Religion ausgegeben wird. Tatsächlich jedoch handelt es sich bei der europäischen Identität, und das ist das ernüchternde Fazit von Geert Maks wunderbaren Buch, um ein falsches Ideal. Falsch allein deshalb, weil es der europäischen Geschichte wie der europäischen Zivilisation widerspricht, denn diese ist nichts anderes als eine Pluralität von Erzählungen, die Erfahrungszusammenhänge konstituieren, die nur zu häufig in einen erbitterten Konkurrenzkampf miteinander traten.

In Europa, so Geert Mak, gibt es überdies nicht die *eine* umfassende Kultur- und Traditionsgemeinschaft, sondern mindestens vier: die nordeuropäisch-protestantische, die lateinisch-katholische, die griechisch-orthodoxe und, ja, auch die gehört dazu, die muslimisch-osmanische, die alle jeweils höchst unterschiedliche und bisweilen extrem gegensätzliche politische Kulturen hervorgebracht haben. Diese großen Unterschiede lassen sich noch wesentlich weiter ausdifferenzieren, wie dies Geert Mak auf den fast tausend Seiten seines Reiseberichts durch das Europa des 20. Jahrhunderts eindringlich zeigt: Jedes Land, jedes Volk hat sich seine eigene Geschichte, seine je besondere Deutung zurechtgelegt, einen eigenen Mythos entwickelt, um dem blutigen Chaos, in dem der Kontinent in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts versank, einen Sinn einzustiften, um Untaten zu rechtfertigen, Demütigungen zuzudecken und um neue Helden zu schaffen. Alle diese Erinnerungen, Erzählungen, die auf Entlastung, Erklärung oder Tröstung abgestellten

Mythen sind, so zeigt es uns Geert Mak, allein im Kontext des Nationalstaats lebensfähig.

Dieser Befund liefert aber keineswegs eine statische Zustandsbeschreibung. Den Erinnerungen und Erzählungen wohnt vielmehr eine Dynamik inne, die ihrerseits den nationalstaatlichen Erfahrungszusammenhang von innen heraus tendenziell in Frage stellt. Das gewiss extremste Beispiel dafür ist das frühere Jugoslawien, das mittlerweile in sieben Staaten zerfallen ist, die sich wechselseitig mit von Hass und Rache erfüllter Abneigung gegenüberstehen, die sich aus höchst widersprüchlichen Erinnerungen nähren. Aber auch anderswo in Europa ist diese Dynamik, wenngleich nicht in dieser Intensität, spürbar. Italien laboriert seit seiner staatlichen Einigung im späten 19. Jahrhundert an seiner Nord-Süd-Problematik, kann nur mit erheblichen Zugeständnissen die Irridenta in Südtirol einigermaßen im Zaum halten; in Spanien bombt und mordet eine Minderheit im Baskenland für die Unabhängigkeit der baskischen Nation; Belgien droht zwischen Wallonen und Flamen zerrissen zu werden, während Tschechen und Slowaken ihre Trennung bereits vollzogen haben; Großbritannien laboriert noch immer am Nordirland-Problem und sieht sich mit schottischen Autonomiegelüsten konfrontiert. Selbst Dänemark machen erstarkende Unabhängigkeitsbestrebungen Grönlands zu schaffen. Sogar Frankreich, dieses viel beneidete Muster eines historisch gewachsenen Nationalstaats hat mit korsischen Nationalismus erhebliche Probleme. Und hierzulande? Die glückliche Wiedervereinigung des geteilten Deutschland ist, damit entdecke ich Ihnen sicherlich nichts Neues, noch weit davon entfernt, einen gemeinsamen Erfahrungszusammenhang zu rekonstituieren. Die Verwirklichung der inneren Einheit wird, wir ahnen es, noch eine Weile, ein, zwei Generationen brauchen, bis tatsächlich zusammengewachsen sein wird, was zusammengehört.

Ist also die oft beschworene, als großes und erreichbares Ziel ausgegebene Einheit Europas nur eine Illusion, die rapide verblasst? Geert Mak hütet sich klugerweise, diese Frage aufzuwerfen, geschweige sie zu beantworten. Die Aufklärung, die er im Schilde führt, blendet nicht mit der großen Utopie, sondern begnügt sich mit einem geradezu bescheidenen Vorschlag, den zu verwirklichen es keiner großen Anstrengung bedarf, zumal er nur an die Neugierde und die Offenheit von uns allen appelliert. Was Geert Mak vorschlägt und wofür sein Buch ein Plädoyer ist, ist ein großes europäisches Palaver, den Austausch unterschiedlicher Erfahrungen und Erzählungen, mit dem rasch deutlich werden dürfte, dass sie alle den nämlichen Gegenstand umkreisen: Europa als Erfahrungs- wie auch als Erwartungsraum.

Geert Maks Dankesrede zum Leipziger Buchpreis, 12. März 2008

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
sehr geehrter Herr Dr. Honnefelder,
sehr geehrter Herr Marzin,
sehr geehrte Mitglieder der Jury,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

Dieser Preis und Ihre Laudatio machen mich verlegen. Als ich an jenem regnerischen Montagmorgen, am 4. Januar 1999, mit meinem kleinen Rollkoffer von zu Hause weging um Europa zu entdecken – meine Frau winkte mir auch bei diesem verrückten Abenteuer wieder mannhaft nach – hätte ich nie im Leben gedacht, dass ich einmal hier ankommen würde. Ich fühle mich sehr geehrt, durch diesen Preis, durch die Jury, durch die legendäre Stadt Leipzig, durch die vorigen Preisträger, die im Geiste und manchmal auch leibhaftig um mich sind, durch die Anwesenheit von Ihnen allen, nicht nur hier, sondern in meinem ganzen Werk. Das gilt vor allem für meine Frau und für die immer solidarischen Menschen von meinen Verlegern Atlas und Siedler, aber in diesem Fall auch ganz besonders für meine beiden Übersetzer. Dank ihrer Präzision, ihrer Sorgfalt, ihres fabelhaften Gefühls für Sprache und Rhythmus ist ‚In Europa‘ hier in Deutschland das geworden, was es ist. Übersetzer sind die großen, verborgenen europäischen Brückenbauer, die die Kulturen miteinander verbinden. Sie brechen andere Kulturen für uns auf, sie zurren unsere Schiffe aneinander, schieben die Gangways heran, halten in aller Ruhe und Stille unseren zerbröckelten Kontinent beieinander. Dieser Preis ist mindestens genauso sehr ihr Preis, dieser Applaus gilt auch ihnen, und ich freue mich sehr, sie hier in diesem Saal vor mir sitzen zu sehen: Andreas Ecke und Gregor Seferens.

Dieser Preis unterstützt auch mein Streben – und das vieler anderer – den Menschen die Geschichte, und vor allem die europäische Geschichte, näher zu bringen. So wie die Übersetzer fortwährend daran arbeiten, die Entfernungen im Raum zu überbrücken, so ist es die Aufgabe der Historiker, auf ähnliche Weise die Entfernungen in der Zeit zu überbrücken. Es ist ihre Aufgabe fest zu halten, ja, und zu erforschen und zu analysieren, auch zu urteilen, aber schließlich doch vor allem, uns neben unsere Eltern und Großeltern zu stellen. Denn warum haben sie bestimmte Entscheidungen getroffen? In welchem Kontext haben sie das getan? Was bewegte sie? Diese Fragen sind von allergrößter Wichtigkeit, wenn wir jemals aus der Vergangenheit eine Lehre ziehen wollen. Aber bei den Fragen geht es auch um die Anerkennung ihrer und unserer Menschlichkeit.

Geschichtsschreibung gibt es nur innerhalb eines bestimmten moralischen Rahmens. Kein Historiker darf sich dem entziehen. Moralität kann die Geschichte aber auch mit einem Vlies der Selbstzufriedenheit bedecken, das nach und nach immer undurchlässiger wird. All diese Urteile von uns, den Zuschauern, bilden allmählich eine Barriere, die es uns auf die Dauer unmöglich macht, uns der damaligen Wirklichkeit in all ihrer Komplexität auch nur anzunähern. Unsere Eltern und Großeltern waren ja auch nicht besser oder schlechter als wir. Trotz aller Lehren aus dem zwanzigsten Jahrhundert sehe ich, wie in meinem Land unzählige Menschen schon wieder den verführerischen Botschaften geschickter Phrasendrescher erliegen. Weiter in West-Europa sehe ich, wie versimpelnd manchmal über die herzerreißenden Dilemmas, die für das Überleben in einer Diktatur unvermeidlich waren, geurteilt wurde. Probleme, von denen wir im Westen kaum etwas wussten, die aber viele von Ihnen hier in Leipzig noch persönlich mitgemacht haben müssen. Historische Moralität wird so schnell billig, vor allem, wenn sie ein Trick wird, um das menschliche Böse in die Vergangenheit zu schieben, während wir die Fehler von heute nicht sehen wollen. Diese Erkenntnis macht Geschichtsschreibung erheblich schwieriger, oft auch schmerzhafter, weil wir so, wie in einem Spiegel, zugleich die

Umrisse unseres eigenen Gesichtes wahrnehmen. In The New York Review of Books beschreibt der Britische Historiker Tony Judt in einem großartigen Essay unseren Umgang mit dem Bösen in der europäischen Geschichte und vor allem mit der Shoa. Heute beherrscht dieser Genozid in jeder Hinsicht unsere Sicht auf den Zweiten Weltkrieg, und das mit Recht, denn aus moralischer Sicht ist Auschwitz wirklich der zentrale Bezugspunkt. Aber aus historischer Sicht ist das irreführend. Wie schwierig es für uns auch zu akzeptieren sein mag, die wirklichen Prioritäten der meisten Europäer - einschließlich der politischen Führer - lagen damals ganz woanders. Sie wollten den Krieg gewinnen oder ihr Land befreien, und die meisten wollten mit ihrer Familie diese grauenvolle Periode einfach unversehrt durchstehen. Das macht den Mut derjenigen, die sich trotz alledem querlegten, auch in dieser Stadt, um so eindrucksvoller. Aber es sagt auch viel über uns Durchschnittsmenschen, damals und heute. „Wenn wir die wirkliche Bedeutung des Bösen verstehen wollen,“, schreibt Tony Judt, und er bezieht sich auf Hannah Arendts Ausdruck ‚banal‘, „dann müssen wir uns klar machen, dass das wirklich Grausame an der Vernichtung der Juden nicht die Tatsache war, dass es so viel bedeutete, sondern gerade so wenig.“ Anders gesagt: gerade wenn wir das Vlies der Moral und des Urteils wegziehen, machen wir die erschütterndsten Entdeckungen. Dann stoßen wir auf die Normalität von all dem, auf die Banalität, die alltägliche Akzeptanz des Bösen.

Einem Mann aus Sachsen habe ich viel zu verdanken. Er ist einer meiner Lehrmeister, auch wenn ich ihn nie persönlich gekannt habe, und ich will seinen Namen hier nennen: Victor Klemperer. Er war ein großer Historiker, und weil er als Historiker zu sehen gelernt hatte, konnte er zu einem der wichtigsten Tagebuchschreiber des zwanzigsten Jahrhunderts werden. Er war ein hervorragender Stilist, darum nahm er auch die Veränderungen in der Sprache in den dreißiger und vierziger Jahren und danach aufs Neue in den fünfziger Jahren in der DDR in seinen Beobachtungen mit auf. Die verbindende Kraft von Sprache und Literatur ist unübertroffen, und diese Buchmesse ist dafür jedes Jahr wieder ein großartiges Beispiel. Aber Sprache kann auch trennen und entfremden. „ Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich,“ schreibt Klemperer, „sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen, je selbstverständlicher, je unbewusster ich mich ihr überlasse.“ So analysierte er zum Beispiel den raffinierten Nazi-Begriff ‚Weltjude‘, der jedes Mal, wenn man ihn benutzte, suggerierte, dass Juden keine Deutschen waren. Radikal, kämpferisch –gegenwärtig werden wir sagen: polarisiert – waren auch solche Wörter, ganz normale Wörter die aber durch dem Kontext und Frequenz langsam ein geladen Bedeutung bekamen. Er erschloss, jedes neue Modewort zu notieren, und aus diesem Projekt entstand sein bekanntestes Werk LTI, Lingua Tertii Imperii, die Sprache des Dritten Reiches. Und er zeigte wirklich, wie in diesen Jahren Wort nach Wort wie giftiges Arsen in das Bewusstsein hinein tropfte, wie anständige Bürger sich allmählich an das xenophobe Hämmern gewöhnten, wie Wörter und später auch Taten, die nie normal hätten sein dürfen, doch langsam normal wurden. In der Geschichtswissenschaft, aber nicht nur da, wird mit Recht regelmäßig die Frage gestellt, inwieweit es erlaubt ist, Parallelen mit der Vergangenheit zu ziehen. Das gilt sicher für die negativ beladenen Jahrzehnte zwischen 1925 bis 1945. Wie weit dürfen wir damalige Situationen, Personen, Entwicklungen mit den heutigen vergleichen? Ich habe – auch aus persönlicher Erfahrung - gelernt, dass man damit sehr vorsichtig sein muss, besonders mit

beladenen Ausdrücken wie ‚das Böse‘. Ich habe gelernt, dass solche Vergleiche leicht zu Missverständnissen führen, und dass es auch oft nicht stimmt: fast immer ist das Ergebnis doch wieder anders. Das alles ändert nichts an der Tatsache, dass manchmal sehr wohl Parallelen zu ziehen sind, und dass es nicht nur die Aufgabe eines Historikers ist, das auf akkurate Weise zu tun, sondern dass es in manchen Fällen sogar seine Pflicht ist. Für Klemperer war es seine historische Erfahrung, die ihn zum Beispiel erkennen ließ, was in den chaotischen dreißiger Jahren wirklich bedeutsam war. Für viele zeitgenössische Historiker sind es das Wissen und die Erfahrung, die sie gleichermaßen dazu zwingen zu warnen, ob es dabei nun um das leichtfertige Beginnen eines Krieges geht, um die klassischen Verletzlichkeiten einer Großmacht auf ihrem Höhepunkt oder um die Diskussion über bestimmte Minderheiten, deren Anwesenheit – wie in den dreißiger Jahren – plötzlich nicht mehr so selbstverständlich ist. Und wie Klemperer müssen wir aufs Neue und vor allem äußerst wachsam auf die Sprache achten.

In der heutigen Zeit ist jedoch ein Phänomen hinzugekommen, eine Art der Informations- und Gefühlsübertragung, die es zu Klemperers Zeit noch nicht gab, aber vor allem in den letzten Jahren einen zunehmenden Einfluss auf unser sogenanntes normales Leben ausübt. Ich meine hier das Phänomen Virtualität; besser gesagt, die virtuelle, nicht fühlbare, durch moderne Technologie geschaffene Welt. Natürlich, auch Wörter und Sprache schaffen für den Leser eine Art Traumwelt. Lesen ist eine Art des gelenkten Fantasierens, ein Schweben zwischen Realität und Fiktion, aber man tut es selbst, und jeder Leser weiß, dass er wieder zu Hause in der echten Welt ist, sobald er seine Augen vom Buch abwendet. Virtualität ist unendlich viel verblender, sie lässt die Illusion entstehen, dass es keinen Unterschied mehr zwischen Fiktion und Wirklichkeit gibt, dass alles in einer einzigen zähflüssigen Subrealität ineinander fließt. Wir alle kennen die gigantischen Spielwelten im Internet, in denen die Teilnehmer beinahe buchstäblich ein zweites Leben führen, aber dieses Phänomen reicht noch viel weiter. In Amerika verbrachte ich einmal einen Nachmittag mit einem obdachlosen Geiger, der so einsam war, dass er nach dem Essen noch eine halbe Stunde vor dem Fernseher darauf wartete, bis er die Nachrichtensprecher der Abendnachrichten begrüßen konnte. „Ich sage ihnen immer kurz ‚Guten Tag‘“, sagte er, und er war fest davon überzeugt, dass es wirklich seine Freunde waren. Das ist Virtualität. In der verfilmten Fernsehserie ‚In Europa‘ erzählt ein britischer Panzerschütze, dass er tagsüber in seinem Panzer dasselbe macht, wie abends mit seinen Söhnen am Spielcomputer: auf einem kleinen Bildschirm das Ziel suchen und dann im richtigen Moment abdrücken. Auf dem Bildschirm explodiert das Ziel dann jedes Mal, tagsüber tut es das in der Wirklichkeit auch manchmal. Auch das ist Virtualität. Virtualität kann, wie auch die Sprache, trennend oder verbindend sein. Die trennende virtuelle Welt schafft, stärker noch als Wörter und Sprache, permanent die Illusion, dass man sein Dasein selbst in der Hand hat, während man es in Wirklichkeit kaum in den Griff bekommt – und ihm nicht selten sogar zum Opfer fällt. Die trennende virtuelle Welt lässt das Gefühl entstehen, dass man aus sich heraus treten und dabei doch sich selbst bleiben kann. Dass man in dieser zweiten Identität Macht ausüben kann, ohne jemals mit den Konsequenzen konfrontiert zu werden. Dass man eine totale Freiheit leben kann, in Tat und Wort, ohne jemals mit der Kehrseite konfrontiert zu werden: mit der Verantwortlichkeit. Dass man überall

auf der Welt so handeln kann, wie man will, und dafür höchstens vor seinem eigenen Land, dem eigenen Wähler, oder vor sich selbst Verantwortung abzulegen braucht. In jeder Virtualität verschwindet diese letzte Gewissensfrage übrigens immer häufiger. Die Vorstellung, dass sich alles von selbst wiederherstellt, ist schließlich ein Teil des virtuellen Denkens, denn auf dem Bildschirm ist sogar der Tod von kurzer Dauer. Was aus dem Rahmen fällt, was wir nicht begreifen können, existiert nicht. Die Welt, der Hunger, das Klima, die Kriege, der religiöse Fanatismus, es ist alles ein Spiel. Mit dieser Art des Denkens nehmen wir die Wirklichkeit nie wirklich ernst. Und damit auch nicht das Verwirrende, das Suchende, das Menschliche, all das, was uns verbindet.

Aber es gibt auch eine andere Art der Virtualität, und die ist mindestens ebenso stark. Es gibt zugleich nichts, was diese Welt von Shanghai bis Kopenhagen, von Kansas-City bis Leipzig so stark verbindet wie eben diese Virtualität. In meinem Arbeitszimmer, mitten auf dem friesischen flachen Land, sitze ich virtuell bei meinen Freunden in Kalifornien beim Kaffee, beantworte ich die Fragen eines Schülers aus Portugal, bestelle ich einen Sack Hühnerfutter beim Dorfladen. Wir finden das heute so selbstverständlich, aber vor fünfzehn Jahren war das alles noch undenkbar, und die Konsequenzen all dessen können wir noch lange nicht überblicken. Dank unserer neuen virtuellen Welt können wir so tun als ob, Theater spielen, aber wir können uns auch wirklich kennen lernen. Dank der unzähligen Blogs wissen wir, was in einer durchschnittlichen Familie in Bagdad oder in Rangoon wirklich geschieht. Und wir können es auch sehen und miterleben. Die Digitalisierungsprojekte von Bibliotheken und Archiven sind für die Zugänglichkeit zu unserem kulturellen und historischen Erbe revolutionär. Plötzlich hat jeder, der das will, von jedem Ort auf der Welt aus, wirklich Zugang zu allem, auch der arme Student aus Zimbabwe. Er wird ein Weltbürger, dieser Student, oder richtiger gesagt: er ist es bereits. Und so kann ich noch viele weitere Beispiele anführen. Nie gedacht, nie vorhergesehen, aber all diese neuen Verbindungen bilden auch ‚la solidarité des faits‘, über die Jean Monnet immer sprach, das unausweichliche Europa mit Millionen und Abermillionen normalen, zwischenmenschlichen Arbeits- und Lebensbeziehungen, und vergessen wir vor allem die Liebesbeziehungen nicht.

Meine Damen und Herren,

Unser Kontinent und unsere Welt befinden sich in einer schwierigen Übergangsphase, vielleicht sogar in einer Phase, die wir mit der Periode vergleichen können, die die Bruchfläche zwischen dem Mittelalter und der Moderne war, die Periode, in der die Buchdruckkunst plötzlich für die Massen die Welt des Wissens und der Kultur aufbrach. Wir können in ein Jahrhundert zunehmender Konfrontation gehen, aber die neue Welt der Virtualität bietet auch alle Möglichkeiten für das Gegenteil, für ein Jahrhundert der Versöhnung, der Vereinigung der Menschheit. Das europäische Experiment - einzigartig in seiner Geschichte - ist dafür trotz aller Probleme ein leuchtendes Beispiel. Der Verlauf der amerikanischen Präsidentschaftswahlen deutet darauf hin, dass auch dort ein bemerkenswerter Mentalitätswechsel statt findet. Dies wird ein Jahrhundert, in dem es um unser Überleben geht. Das ist, so fürchte ich, die echte Realität. Wir, Autoren, Journalisten,

Historiker, normale Bürger, können in all diesen globalen Kräftefeldern nicht so viel tun. Aber wir können wohl den Ton angeben. Und in den wichtigen Entscheidungen, die in diesen Jahren getroffen werden müssen, spielen unsere Worte, unsere Sprache und auch unser Verhalten in der virtuellen Welt eine entscheidende Rolle. Wir haben die Wahl: Wir können uns für die Angst entscheiden oder für die Hoffnung.
Wir können trennen oder wir können verbinden.
Ich danke Ihnen.

Übersetzung: Gisela Linthout

Ein Service der Leipziger Volkszeitung
vom 13. März 2008